

Maria Katharina Moser

Ein Anderer, der mich anspricht

Betteln als soziale Beziehung

Zwischen bettelnden Menschen und denen, die von ihnen angesprochen werden, entsteht Beziehung – wenn auch oft nur für ein paar Sekunden.

Welcher Art ist diese Beziehung? Was ist ein ethisches richtiges Verhalten darin?

Warum reagieren viele mit hohen Emotionen? Das Bedürfnis nach klaren

Regeln bleibt durchkreuzt:

Es geht um konkrete Menschen.

Ich bin gerade 19 und seit ein paar Monaten in Wien zum Theologiestudium. Auf dem Weg zur Uni spricht mich ein Mann an. Er ist offenkundig – es ist sicht- und vor allem riechbar – obdachlos. Er will Geld. Weil er dringend zum Arzt muss. Zum Beweis zieht er sein Hosenbein hoch. Das ganze Schienbein ist offen und eitrig. Mir graust. Ob er denn nicht im Krankenhaus Hilfe finden könne, frage ich ihn. Nein sagt er, die würden ihn wegschicken, weil er nicht versichert sei. Und in einer Obdachloseneinrichtung? Naiv, wie eine halt ist, wenn sie gerade vom Land in die Großstadt übersiedelt ist, erzähle ich ihm von der Gruft, einer Obdachloseneinrichtung der Caritas in Wien. Da sei er schon öfter gewesen, erklärt mir der Mann, und die würden ihn auch wegschicken, weil er so stinke. Ich fühle mich zusehends unwohl. Er stinkt wirklich ziemlich,

und ich mag nicht viel mehr Zeit mit ihm zu bringen. Aber er tut mir auch leid, und ich habe das Gefühl, ihm helfen zu müssen. In meiner Verunsicherung gebe ich ihm 100 Schilling – damals viel Geld für mich als Studentin (heute etwa sieben bis acht Euro). Er nimmt sie gerne, will aber auch weiter mit mir reden und erzählt von seinen Problemen. Das wird mir zu viel, und ich verdrücke mich.

Eine andere Begegnung, ebenfalls noch vor Einführung des Euro. Eine Frau spricht mich auf der Straße an, ob ich zehn Schilling hätte. Sie wolle sich eine Packung Zigaretten kaufen, und dafür würden ihr noch zehn Schilling fehlen. Beeindruckt von der Konkretheit der Bitte – genaue Angabe des Betrags und des Verwendungszwecks –, zücke ich meine Brieftasche. Und stelle fest, dass ich keine 10 Schilling-Münze habe. Aber einen 20-Schilling-Schein habe ich. Den will ich der Frau geben. Sie bedankt sich und bittet mich zu warten. Sie wolle schnell die Zigaretten kaufen und gäbe mir dann das Wechselgeld zurück. Nicht nötig, meine ich. Ich würde ihr gerne auch 20 Schilling geben. Nein, meint die Frau, sie brauche nur zehn Schilling. Mehr nicht. Da sie darauf besteht, warte ich, bis sie ihre Zigaretten gekauft hat, nehme meine zehn Schilling Wechselgeld, und wir verabschieden uns.

Einige Jahre später. Ich bin auf dem Weg zum Supermarkt. Ein Mann spricht mich an: Er sei Asylwerber und brauche dringend Geld, um Essen für seine Kinder zu kaufen. Ich zucke bedauernd die Schulter: Ich habe leider kein Geld eingesteckt. Der Mann zeigt auf meinen Einkaufskorb. Ich müsse doch Geld haben, wenn ich einkaufen gehe, meint er. Ich hätte wirklich kein Bargeld, antworte ich, ich zahle im Supermarkt mit Bankomatkarte. Der Mann lässt nicht locker. Dort drüben sei ein Geldautomat. Da könnte ich ja Geld abheben. Das Gespräch ist mir unangenehm, er ist reichlich aggressiv. Weil ich nicht länger rumdiskutieren will, gehe ich zum Bankomat, hebe zehn Euro ab, gebe sie ihm und suche das Weite.

Italienurlaub. Ich schlendere mit einem Freund herum, da spricht uns eine Frau an: Ob wir etwas Geld für sie hätten, sie sei arm. Wir kramen in unseren Taschen, und die Frau macht diskret einen Schritt zurück. Wir geben ihr ein paar Münzen. Sie bedankt sich und geht weiter.

**»Du bist Italiener,
ich bin eine Roma.«**

weiter. Am nächsten Tag treffen wir die Frau wieder. Wieder fragt sie, ob wir ihr Geld geben könnten, sie sei arm. »Wir haben Ihnen gestern schon etwas gegeben«, erklärt ihr mein Freund auf Italienisch. Sie will trotzdem Geld. »Du bist Italiener, ich bin eine Roma«, erklärt sie. Als wir ihr dennoch nichts geben, zieht sie ohne weitere Diskussion von dannen.

Eine letzte Bettel-Begegnung, von der ich erzählen möchte, hab ich nicht selbst erlebt. Sie stammt aus dem Erfahrungsschatz meiner Großmutter, erzählt hat mir diese Geschichte meine Mutter. Meine Großmutter hatte in Wien in den 1960er-Jahren einen »Stamm-Bettler«. Jede Woche kam er, klopfte an ihre Tür und be-

kam ein paar Münzen. Das ging über längere Zeit so. Bis ihn meine Großmutter einmal traf – beim Feinkosthändler, bei dem sie selbst nur ganz selten, zu besonderen Anlässen einkaufte. Dass der Bettler sich mit »ihrem« Geld Dinge kauft, die sie selbst sich nur selten leisten kann, gefiel meiner Großmutter nicht, und sie stellte ihre Zahlungen an den »Stamm-Bettler« ein.

Fünf Geschichten, fünf verschiedene Erfahrungen mit Menschen, die betteln. Die Begegnungen mit Bettlern und Bettlerinnen in diesen Geschichten sind von unterschiedlichen Gefühlen und Überzeugungen begleitet: von hilflosem Mitleid; davon, amüsiert und überzeugt zu werden; von Angst und Unwohlfühlen; vom Wunsch, sich Ruhe zu erkaufen; von der Über-

**»von unterschiedlichen Gefühlen und
Überzeugungen begleitet«**

zeugung, den Geberpflichten bereits Genüge getan zu haben; vom Zweifel an der Bedürftigkeit der bettelnden Person. Die unterschiedlichen Gefühle und Überzeugungen in diesen Geschichten verweisen auf die Bandbreite des Phänomens Betteln. Und sie verweisen darauf, dass Betteln sich immer in konkreten Begegnungen vollzieht.

Auch wenn Betteln eine ritualisierte Form der Begegnung ist, die relativ fixen Schemata (Einleitung, Bitte, Begründung, Dankesformel) folgt und vorrangig vom professionellen Interesse der Geldlukrierung (und weniger vom Wunsch nach persönlicher Aufmerksamkeit) getragen wird – Betteln ist ein intersubjektiver Akt. Beim Akt des Bettelns treffen eine bittende und eine gebetene Person, bei erfolgreicher Kontaktaufnahme eine gebende und eine nehmende Person aufeinander. Als solch intersubjektiver Akt ist Betteln gleichzeitig von konkreten und von allgemeinen Parametern bestimmt: von der je-

weiligen Situation, vom Charakter und von der augenblicklichen Verfasstheit derer, die da aufeinander treffen, ebenso wie von ihrer allgemeinen sozialen Positionierung.

Bettler und Bettlerinnen wecken Emotionen

So unterschiedlich die Motive und Strategien der Bettler und Bettlerinnen sind, so unterschiedlich gehen auch diejenigen, die angebettelt werden, mit dem Phänomen Betteln um. Diese Unterschiedlichkeit liegt nicht nur an den konkreten Situationen – wenn ich es eilig habe oder gerade verärgert bin, reagiere ich anders auf BettlerInnen, als wenn ich Zeit habe stehen zu bleiben oder mich über etwas freue; wenn mir eine Person sympathisch ist, reagiere ich anderes, als wenn ich mich durch eine Person bedroht fühle. Diese Unterschiedlichkeit zeigt sich auch in den unterschiedlichen Grundsätzen und Regeln, die sich fast jeder und jede für den Umgang mit Bettlern und Bettlerinnen zurechtgelegt hat.

Mir ist eine – sehr aufgeregte und emotional geführte – Diskussion auf der feministisch-ethischen Mailingliste »gutesleben« noch in Erinnerung. Bei dieser Diskussion haben alle ihre persönlichen Grundsätze im Umgang mit Bettlern und Bettlerinnen geschildert: immer etwas geben; nie etwas geben, sondern stattdessen Hilfsorganisationen spenden; etwas geben, wenn jemand etwas tut dafür (z.B. Straßenmusikanten); keinen Kindern und keinen Frauen mit Kindern etwas geben, weil man die Ausbeutung von Kindern nicht unterstützen will; nichts geben, wenn man den Eindruck hat, dass es sich um organisiertes Betteln handelt und den BettlerInnen das Geld ohnedies abgeknöpft wird; Höflichkeit als Kriterium dafür, ob etwas gegeben wird oder nicht; Essen geben, aber kein Geld, das in Alko-

hol umgesetzt wird; etwas geben, wenn man direkt angesprochen wird, aber nicht, wenn jemand einfach nur mit einem Schild dasitzt; nur Frauen etwas geben etc.

Interessant an dieser Auseinandersetzung fand ich die Energie und die Emotionalität, mit der diskutiert wurde. Und die Begründungsanstrengung, die in Entscheidungen über relativ geringe Summen investiert wurde. Der eine Euro, der ab und an für einen Bettler oder eine Bettlerin ausgegeben wird, scheint mir keine hinreichende Erklärung für diese Anstrengung zu sein. Wir geben nicht selten – diese Verallgemeinerung sei an dieser Stelle zulässig, wiewohl sie nur für relativ Wohlhabende stimmt – wesentlich gedankenloser ähnliche bis höhere Summen aus, etwa für ein Glas Wein oder eine Tafel Schokolade.

Auch in der DIAKONIA-Redaktion haben wir das Thema Betteln sehr heftig und kontrovers diskutiert: Wie sinnvoll ist es, Menschen individuell Geld zu geben? Wäre das Problem der Armut nicht besser strukturell zu lösen? Kopieren

»In Entscheidungen über relativ geringe Summen wurde viel Begründungsanstrengung investiert.«

wir das Mittelalter, wenn wir Bettlern etwas geben? Hilft man den einzelnen Bettlern und Bettlerinnen, oder schadet man ihnen vielleicht sogar, wenn man ihnen etwas gibt? Ist Bettlern etwas zu geben, eine Verpflichtung zur Nothilfe? Machen Bettler und Bettlerinnen die gesellschaftlich brennende Frage nach gerechter Verteilung von Gütern sichtbar? Machen sie die grundlegende menschliche Bedürftigkeit sichtbar und werden deshalb oft aggressiv angegangen und vertrieben? Nützen Bettler spontane Hilfsbereitschaft aus? Ist Betteln ein Leben auf Kosten anderer? Soll Betteln bekämpft werden,

und wenn ja: Wie? Was bedeutet es für unsere Gesellschaft, dass es in ihr Menschen gibt, die das Betteln als Unterhaltsbeschaffung anderen Formen vorziehen?

Betteln – ein intersubjektiver Akt

Woran liegt es also, dass Betteln, dass Bettler und Bettlerinnen solche Emotionen wecken? Die Antworten auf diese Frage liegen im intersubjektiven Charakter des Bettelns. Dem Bettler, der Bettlerin können wir uns nicht entziehen. Einmal mit ihm/ihr konfrontiert – sei es dadurch, dass wir angesprochen werden, sei es, weil wir an einem Bettler, der bei einem U-Bahn-Aufgang sitzt, vorbei kommen –, müssen wir uns in irgendeiner Weise zu ihm/ihr verhalten. Und sei es, dass wir versuchen, die Bettlerin tunlichst nicht zu bemerken und an ihr vorbei zu gehen.

Wir können uns nicht aussuchen, ob wir Bettlern begegnen wollen. Das gilt zwar auch für Spendenaufrufe. Wir können uns auch nicht aussuchen, ob wir einen Spendenaufruf in unserem

»Wir können uns nicht aussuchen, ob wir Bettlern begegnen wollen.«

Postkasten vorfinden oder im Fernsehen sehen wollen. Aber wir können den Spendenbrief ungelesen zum Altpapier werfen oder den Fernsehkanal wechseln. Das ist wesentlich einfacher, als eine andere Person, die mich – verbal oder nonverbal – anspricht, stehen zu lassen. Das passt besser in unsere moderne Gesellschaft, die soziale Beziehungen über die Vermittlung durch gesellschaftliche Funktionssysteme und Institutionen regelt. Betteln ist dagegen intersubjektiv, keine Institution ist zwischengeschaltet zwischen mir und dem Bettler, ermittelt dessen

Bedürftigkeit oder garantiert die korrekte Verwendung meiner Spende.

Ein Zweites: Bettler und Bettlerinnen konfrontieren uns direkt und unmittelbar mit sozialen Fragen. Sie führen uns tagtäglich vor Augen, dass das Problem der Armut und der Verteilung von Gütern gesamtgesellschaftlich nicht gelöst ist. Hätten alle Menschen genug zum Leben, müsste keiner betteln. Bettler und Bettlerin demonstrieren die Lücken im sozialstaatlichen Netz. Oder sie verweigern sich – wenn sie etwa das Betteln dem Gang aufs Sozialamt vorziehen – sozialtechnokratischen Lösungen und ihrem Imperativ der Unterwerfung unter bürokratische

»Bettler und Bettlerinnen sind widerspenstig.«

Kontrollmechanismen wie Anträge oder Bedürftigkeitsnachweise. In diesem Sinne sind Bettler und Bettlerinnen widerspenstig – und die Widerspenstigen emotionalisieren, in der Ablehnung wie in der Affirmation.

Bettler und Bettlerinnen rufen nicht nur das Bewusstsein für Armut wach, sondern auch das Bewusstsein von Ungleichheit. Die Beziehung zwischen Bettlern und Gebenden ist keine Beziehung unter Gleichen. Im Gegenteil, Asymmetrie ist nachgerade ein Kennzeichen für die Beziehung zwischen Bettler und Gebendem, die Asymmetrie gehört zur Ordnung des Bettelns wesentlich dazu. Diese Asymmetrie findet nicht selten körperlichen Ausdruck: Verstümmelungen sollen den Abstand zwischen Bettler und Gebender vergrößern und sind gewissermaßen Ausdruck der Professionalität von Bettlern. Ein anderes Beispiel: Die Roma-Frau in der oben erzählten Geschichte erinnert daran, dass alles »in der Ordnung ist«, wenn sie zu meinem Bekannten sagt: »Du bist ein Italiener, ich bin eine Roma.« Das Verhältnis zwischen Roma und Ita-

liern ist ein asymmetrisches. Und das verlangt nach Kompensation durch eine Geldgabe.

In vormodernen Gesellschaften war das kein Problem. Bettler und Bettlerinnen waren sozusagen vorgesehen, Teil der allgemeinen Ordnung. Und weil sie vorgesehen waren, war es

»Bewusstsein von Ungleichheit«

auch selbstverständlich, ihnen Almosen zukommen zu lassen. Übrigens für eine Gegenleistung, nämlich das Gebet für den Almosengeber. In modernen Gesellschaften, in Gesellschaften, in denen die ständische Ordnung zerbrochen ist bzw. zerbrochen wurde, wird Ungleichheit zum Problem. Zu einem Problem – und hier schließt sich der Kreis – das nicht individuell, sondern strukturell gelöst wird.

Im Phänomen des Bettelns wird dieses Problem wieder zurückgeworfen auf das Individuum. In der Begegnung mit Bettlern und Bettlerinnen muss der/die Einzelne die Asymmetrie verarbeiten. Und unsere moralische Intuition sagt uns, dass diese Asymmetrie einem guten Leben entgegensteht. Dies nicht nur abstrakt – über Medienberichte oder politische Debatten –, sondern in konkreten Begegnungen wahrzunehmen, ist mit Schuldgefühlen belastet. Aber auch mit der Frage, wie denn nun richtig zu handeln, wie mit dieser Ungleichheit gut umzugehen sei.

Legitime Bedürfnisse?

In der Begegnung mit Bettlern und Bettlerinnen wird sozusagen das im Kleinen verhandelt und muss auf persönlicher, intersubjektiver Ebene eine Lösung für das gefunden werden, was die Sozialpolitik im Großen beschäftigt: die Frage, für welche Bedürfnisse die Erfüllung gesellschaftlich garantiert sein soll. Was sind legitime

Bedürfnisse, für deren Erfüllung wir auf die Unterstützung anderer zählen dürfen? Das ist eine zentrale Frage der Sozialpolitik. Und sie reagiert darauf mit Zumessung. Zumessung, die geknüpft wird an Bedürftigkeitsnachweise und an Wohlverhalten, zumeist in Form von Arbeitswilligkeit.

Wenn es um strukturelle Lösungen dieser Fragen geht, sind wir als Bürger und Bürgerinnen gefordert. Wir beteiligen uns an der Lösung dieser Fragen, indem wir unsere Stimme jener Partei geben, von der wir meinen, sie hätte die beste Antwort, oder indem wir uns zivilgesellschaftlich engagieren. Es ist gewissermaßen eine abstrakte, eine distanzierte Form der Beteiligung an der Lösung.

In der Begegnung mit Bettlern löst sich diese Distanz auf, das Problem steht uns als konkrete Person gegenüber und verlangt sofort nach einer Lösung. Wir müssen nun individuell zumessen. Die Geschichte vom »Stamm-Bettler« meiner Großmutter ist ein sprechendes Beispiel: Die Zumessung funktionierte so lange, so lange meine Großmutter von der Bedürftigkeit des

»dass das »investierte« Geld vom Bedürftigen »gut« eingesetzt wird«

Bettlers überzeugt war. Als sie ihn bei einem Einkauf, der ihrer Meinung nach über grundlegende Bedürfnisse hinausging, »ertappte«, wollte sie ihm nichts mehr zumessen.

Ein anderes Beispiel ist die Frage, ob wir Bettlern etwas geben wollen, wenn wir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen können, dass sie das Geld in Zigaretten und Alkohol umsetzen werden. Fallen Zigaretten und Alkohol unter grundlegende Bedürfnisse, auf deren Erfüllung jeder und jede zählen können soll? Diese Frage ist verwoben mit einer anderen: mit der Frage des moralischen Wohlverhaltens. Auch die Garantie, dass das »investier-

te« Geld vom Bedürftigen »gut« eingesetzt wird, entscheidet über die Zumessung. Ein sprechendes Beispiel hierfür sind die Schilder, mit denen Bettler in den USA um Geld bitten: »Ich bin arm, aber ein guter Amerikaner und werde nicht kriminell werden«, steht da nicht selten zu lesen.

Betteln als moralisches Problem?

Wie also dem Problem des Bettelns begegnen? Die weiteren Artikel dieses Heftes geben durchaus unterschiedliche Antworten und setzen unterschiedliche Schwerpunkte. Zusammengefasst lassen sich zwei Zugriffsmöglichkeiten in der ethischen Reflexion dieser Frage ausmachen. Ein sozialetischer Zugriff wird Fragen der gerechten, ordnungspolitischen Gestaltung reflektieren: Bettelverbote, Armutsbekämpfung, Mindestsicherung, Bekämpfung organisierten Verbrechens im Falle von Menschenhandel, Migrationspolitik etc.

So wichtig diese Fragen sind, sie zu beantworten reicht nicht aus. Wenn Betteln eine soziale Beziehung ist, die sich nicht über Institutionen vermittelt konstituiert, sondern inter-

»Gerne hätten wir Normen, die wir bloß anzuwenden brauchten.«

subjektiv ist, dann verlangt Betteln auch nach ethischer Reflexion auf der Ebene der Beziehung zwischen Bettler/Bettlerin als ansprechender und (Nicht)Gebender als angesprochener Person. Gerne hätten wir hier Normen, die wir bloß anzuwenden brauchten. Die Regeln, die die DiskutantInnen der feministisch-ethischen Mailingliste »gutesleben« jeweils für sich aufgestellt haben, verweisen auf dieses Bedürfnis nach Normen.

Es wäre schön, wenn wir sagen könnten: Wir sollen Bettlern etwas geben, weil die Verpflichtung zur Nothilfe das verlangt. Aber: Kann eine solche Form der Hilfe, jedenfalls in manchen Fällen, nicht mehr schädlich als hilfreich sein?

Oder: Wir sollen Bettlern persönliche Aufmerksamkeit und Zuwendung zukommen lassen, aber kein Geld, um sie nicht durch Almosen zu degradieren oder aus einer wohlmeinenden Absicht heraus verantwortete Eigensorge zu verhindern. Aber: Was wenn ein Bettler gar keine persönliche Zuwendung, sondern einfach nur Geld will – und braucht?

Allgemeine Regeln und Normen für den direkten Umgang mit Bettlern und Bettlerinnen zu finden, funktioniert nicht. Zu unterschiedlich sind die Situationen, auf die sie angewandt werden müssten. Aber auch der Verweis auf eine Si-

**»Bereitschaft,
mich ansprechen zu lassen«**

tuationsethik führt nicht weiter. Wir können nicht in jeder Situation, in der wir einem Bettler begegnen, einen Prozess der ethischen Güterabwägung beginnen. Zu wenig wissen wir von der Person, die uns da anspricht – von ihrer Lage, ihren Problemen, ihren Motiven, ihren Verwendungszwecken.

Was bleibt, ist die Bereitschaft, mich ansprechen zu lassen – und dabei die Autonomie der Person, die mich anspricht, zu achten. Das bedeutet anzuerkennen, dass die Person, die mich anspricht, ihre eigenen Vorstellungen von einem guten Leben hat, die sich wesentlich von meinen Vorstellungen von einem guten Leben unterscheiden können. Im Grunde verhält es sich hier nicht anders als mit der Gesellschaft: Ist, und in welchem Ausmaß ist eine Gesellschaft bereit, ihren Mitgliedern zu ermöglichen, nach

ihren Vorstellungen von einem guten Leben zu leben, auch wenn sie keine guten Bürger sind und die materielle Absicherung ihrer Freiheit nicht »richtig« nutzen oder nutzen wollen? – Bin ich, und in welchem Ausmaß bin ich bereit, der Person, die mich anspricht, zu ermöglichen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihre Lebensoptionen umzusetzen – jenseits meiner moralischen Beurteilung dieser Bedürfnisse und Optionen?

Bedingungslose Antworten wird es hier wohl nicht geben. Denn wir haben auch unsere eigene Freiheit in Anschlag zu bringen. Und wie

bei jeder Begegnung, wie bei jeder Beziehung heißt das, dass ich eine Beziehung auch abbrechen darf, wenn ich gute Gründe dafür habe. Wir bewegen uns hier in einer ethischen Grauzone. Auch wenn das als schwache Lösung erscheinen mag: Im Zweifelsfall ist immer im Sinne der größtmöglichen Freiheit und ihrer materiellen Absicherung für alle zu handeln.

Maria Katharina Moser, Dr. theol., ist Sozialethikerin und Redakteurin beim ORF (Österreichischer Rundfunk), Abteilung Religion im Fernsehen. Sie ist Mitglied der Redaktion von DIAKONIA.